

NASHÖRNER

Kolossal gescheit

Was viele wissen: Nashörner, diese scheinbar so trägen Riesen, können gefährlich lebendig werden. Was sich dagegen selbst unter Zoologen noch nicht herumgesprochen hat: Nashörner sind offenbar ausgesprochen schlau. Doch ihre geistige wie körperliche Mobilität helfen ihnen wenig gegen die Gewehre von Wilderern. Alle fünf Rhinoceros-Arten wurden in den vergangenen Jahrzehnten ihres Horns wegen an den Rand des Aussterbens gedrängt. Inzwischen geht es immerhin mit den afrikanischen Spezies in einigen Ländern wieder aufwärts



A large, detailed photograph of an elephant's head and trunk. The trunk is thick and covered in a bumpy, wrinkled texture. The elephant's head is visible in the background, showing its eye and ear. The lighting is natural, highlighting the textures of the skin and trunk.

Zwei Ansichten des
Spitzmaulnashorns: Der
Schwanz ist nicht nur
Fliegenklatsche, sondern
auch Signalgeber bei
Angriff oder Flucht. Die
Oberlippe des artty-
pisch geformten Maules
dient als Greiforgan

**Der Dickwanst
mit der spitzen
Lippe**

Mindestens zweiein-
halb Jahre lang weicht
das Spitzmaulnashorn-
Kalb seiner Mutter kaum
von der Seite. Kommt
dann ein Geschwister zur
Welt, wird das Ältere
von der Kuh vertrieben –
findet aber nicht selten
Mutterersatz

**Zweieinhalb Jahre
Mutterliebe – dann ist
Schluß damit**



Eine Szene, die immer noch Nashorn-Realität ist: Die beiden Hörner eines mit Schnellfeuergewehren erlegten Breitmaulnashorns wurden mit einer Machete bis auf den Stumpf abgeschlagen. Grund solcher Schlächtereier ist die Nachfrage zahlungskräftiger Kunden im Fernen Osten, die sich vom Hornmehl Hilfe gegen allerlei Gebrechen versprechen. Daß es wirklich hilft, ist nicht erwiesen

Ein Riese stirbt für medizinische Folklore



Ein Ruck, Staubwolken, wir stehen. Mit beiden Händen das Lenkrad ihres Geländewagens umklammernd, spricht Anna Merz durch das geöffnete Fenster. „O je, Mister Makora, mein Bester, da hast du dich richtig erschrocken! Ich konnte ja nicht ahnen, daß du hinter diesem Busch steckst. Aber was bist du doch für ein entzückender alter Junge. Und was für ein wunderschönes Gesicht du hast.“

Mister Makora – ein kapitaless Nashorn – hat sich nur fünf Meter vor uns aufgebaut. Allerdings ist das vordere, gewöhnlich längere Nasenhorn bis auf einen breiten Stumpf gekappt. Das sei nötig geworden, erklärt Anna Merz, nachdem der 22jährige Bulle einen jüngeren aufs Horn genommen, fünf Meter hoch in die Luft geworfen und schwer verletzt habe. Doch Menschen gegenüber, die ihm ja kein Weibchen streitig machen und an die er von Jugend auf gewöhnt ist, gebe sich Mister Makora – „Herr Unfrieden-Stifter“ – als das denkbar sanfteste Breitmaulnashorn.

Langsam wendet der Bulle sich ab und schlurft noch eine Weile steifbeinig vor uns her, hier und da nach rückwärts Grasbüschel mit zerstäubtem Urin besprühend, wie ein Gärtner mit der Giftspritze. Ganz zweifellos will Mister Makora uns imponieren und hat damit, was Anna Merz betrifft, auch mächtigen Erfolg: „Wenn das kein sexy Po ist“, stellt die 63jährige trocken fest und scheint auch noch zu verlangen, daß man ihr zustimmt.

Dabei ist die gebürtige und bekennende Engländerin Anna Merz, sprich Mörz, eine ungewöhnlich resolute Frau. Schon als Studentin überführte sie zum Entsetzen ihrer Eltern einen Landrover von London nach Pakistan, heiratete kurz darauf einen in Ghana lebenden Schweizer, managte dort einen Pferderennstall und erkundete im Auftrag der Behörden das Land nach Wildtieren. Auch Annas zweiter Ehemann war Afrika-Schweizer. Mit ihm durchschauerte sie, teilweise auf Kamelrücken, die Sahara in allen Himmelsrichtungen, bis beide sich Mitte

der siebziger Jahre in Kenya niederließen.

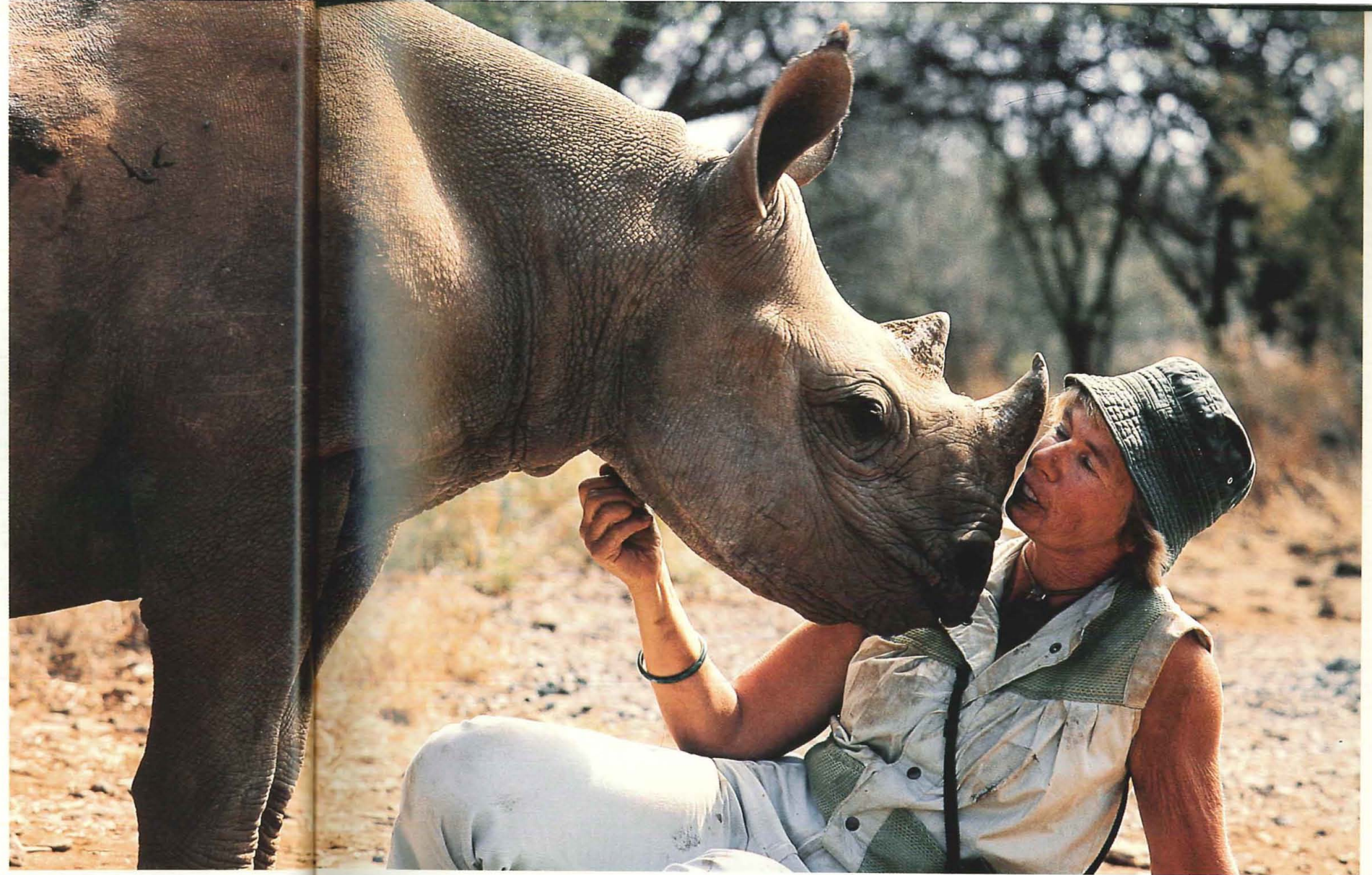
In diesem Land entdeckte Anna Merz nach „Schweizern und anderen Tieren“ ihre vorläufig letzte große Liebe: Nashörner. Es war die Zeit, als in Ostafrika Rhinocerosse von Wilderern zu Tausenden abgeschossen wurden. Der Handel mit Nasen-Horn für obskure medizinische und andere Zwecke blühte, und der Tag war auszurechnen, an dem in Kenya, ja in ganz Afrika kein einziges Nashorn mehr umherstreifen würde.

Anna Merz fand, daß der Schutz der kümmerlichen Restpopulationen nicht nur den Behörden aufgebürdet werden könne, daß vielmehr auch Privatleute helfen müßten. Sie suchte jemanden, der Land für ein privates Schutzgebiet zur Verfügung stellen würde, und war bereit, es mit eigenem Geld und eigener Arbeit zu unterhalten. Bei der Familie Craig, den Eigentümern der Lewa Downs Ranch zu Füßen des Mount Kenya, fand sie schließlich Unterstützung für diesen Plan.

Zunächst stellten die Craigs gut zehn Prozent ihrer Rinderweiden zur Verfügung. Inzwischen bildet der gesamte, 182 Quadratkilometer große Besitz die „Lewa Wildlife Conservancy“, der noch 65 Quadratkilometer staatliches Waldschutzgebiet zugeschlagen worden sind. Hier grasen nicht nur Nashörner, sondern auch die seltenen Grevy-Zebbras, Kudus, Elefanten und nach wie vor tausend Stück Rindvieh.

Das Land ist trocken, aber hügelig und weit, ein Stück Afrika wie aus dem Bilderbuch, und längst leben die Craigs nicht nur von der Rinderzucht, sondern auch vom Tourismus: 380 US-Dollar zahlt ein Gästepaar im luxuriösen Buschcamp pro Tag. Davon fließt ein Teil in die Reservatskasse, wie auch ein Teil des Vermögens der inzwischen verwitweten Anna Merz. Die Reservats-Geschäfte werden heute von einem Komitee geleitet, in dem Anna Merz eine gewichtige Stimme hat.

Dabei geht es zum Beispiel darum, den mehr als 60 Kilometer langen und 2,40 Meter hohen Elektrozaun um das Reservat instandzuhalten. Weil Pfosten und Kabel immer wieder von Elefanten beschädigt werden, wird die gesamte Strecke täglich kontrolliert. Vor allem,



Als das Rhinoceroskalb Samia 18 Monate alt war, beherrschte auch seine »Ziehmutter« Anna Merz das reiche Breitmaulnashorn-Vokabular an Schnaub- und Quieklauten perfekt

Von einem Nashornbaby fließend Nashornisch gelernt

um Ausbrüche zu verhindern und sich das Wohlbefinden der Kleinbauern in der Nachbarschaft zu erhalten, die ernteverheerende Invasionen aus der „Conservancy“ fürchten.

Doch auch Eindringlinge, seien es Löwen oder Wilderer, überwinden immer wieder den 5000-Volt-Zaun. Den Löwen wird ihre Beute gegönnt, gegen die Wilderer jedoch hält die Conservancy ständig 60 Mann in Einsatz – bewaffnete Patrouillengänger, scharfäugige Posten auf den wichtigsten Hügelkuppen, Kontaktleute in den Dörfern der Umgebung. Denn zwar konnte die Wilderei in ganz Kenya erheblich zurückgedrängt werden, doch seit dem Bürgerkrieg in Somalia tau-

chen verstärkt bewaffnete Grenzgänger in den Parks auf.

Etwa 420 Spitzmaulnashörner sind Kenya verblieben; die 20 Exemplare in Lewa Downs und die dort lebenden 16 Breitmaulnashörner (von insgesamt rund 90) sind also ein kostbarer Schatz. Die Tiere stammen größtenteils aus anderen Gebieten, die Nashornkuh Samia jedoch kam im Reservat zur Welt. Und überlebte trotz widriger Umstände.

Kurz nach der Geburt wurde Samia von ihrer Mutter verlassen, und Anna Merz sah sich plötzlich herausgefordert, ein Nashornkalb durchzubringen – anfangs sogar in den Räumen ihres Chalets mitten im Reservat. Je größer Samia wurde, desto mehr versuchte

ihre Ziehmutter, sie auf Distanz zu halten. Heute ist der Zuweg zum Haus mit dicken Bohlen verbarrikadiert und der ganze Garten von einem Elektrozaun umgeben.

Aber immer noch kommt die inzwischen zehnjährige und geschlechtsreife Samia alle paar Tage vorbei und bringt gelegentlich auch männliche Begleitung mit. Anna Merz hatte mir deshalb streng eingeschärft, ohne sie niemals einen Schritt jenseits des Zauns zu machen. Doch das ist auch gar nicht nötig. Denn eines Mittags höre ich Samia auf dem Vorplatz Zweige malmen. Vorsichtig schleiche ich mich heran.

Rotbraun vom Suhlen steht die Nashornkuh auf ansteigendem Gelände und

sieht gegen den Himmel aus wie ein Bergmassiv mit steilen Gipfeln und ausladenden Buckeln. Das Gebirge lebt. Spielt mit den Ohren, läßt den Schwanz kreisen, tritt mit dem Hinterbein nach Fliegen an der Unterseite des Bauches, kommt schließlich heran, hebt eine lose gelagerte Sperrplanke spielerisch mit dem Nasenhorn an und läßt sie krachend wieder fallen.

Und dann wendet Samia sich genau dorthin, wo ich hinter den Bohlen stehe. Ich kann nicht anders: Ich greife hindurch. Kühl fühlt sich die Haut an, heiß der Schädel, und mir scheint, als wackele das nicht fest mit einem Schädelknochen verbundene Horn ein bißchen, als ich daran rucke. Plötzlich aber entzieht sich Samia meinen Zärtlichkeiten. Schon vor mir hat sie den Wagen gehört, mit dem Anna Merz heimkommt, und stellt sich quer vor die Zufahrt zu jenem Platz, wo der Wagen für gewöhnlich parkt. Also hält Anna Merz an und steigt aus.

Jetzt geschieht etwas Sonderbares: Nase an Nase, ja Nüster an Nüster stehen Mensch und Rhinoceros einander gegenüber und scheinen etwas miteinander zu besprechen. „Das ist mein Begrüßungsschnauben“, ruft Anna Merz zu mir herüber. Sie hat herausgefunden, daß Nashörner über ein reiches Vokabular leiser Schnaub- und Quieklaute verfügen. Eine Weile verkehren die beiden in dieser Sprache, dann zieht die Frau ein Pferdeleckerli hervor und lockt damit ihre tierische Freundin von der Zufahrt.

Im zoologischen System stehen Pferd und Nashorn als Unpaarhufer nahe beieinander. Und das erweist sich Anna Merz zufolge nicht nur im Schnauben und Naschen, sondern auch im Mienenspiel: „Ohren aufgestellt, heißt großes Interesse. Schwanz hoch oder – im Falle des Breitmaulnashorns – geringelt, heißt Bewegungslust oder Alarm. Ohren zurück bedeutet Ärger. Und wehe, wenn dazu noch die Nüstern gekräuselt und die Zähne gebleckt werden!“

Noch heute kann sich Anna Merz über einen Wissenschaftler erzürnen, der in Nairobi seinem Vortrag über das Sozialverhalten von Nashörnern die Bemerkung vorausschickte: „Ich werde in fünf Minuten fertig sein, denn mehr gibt

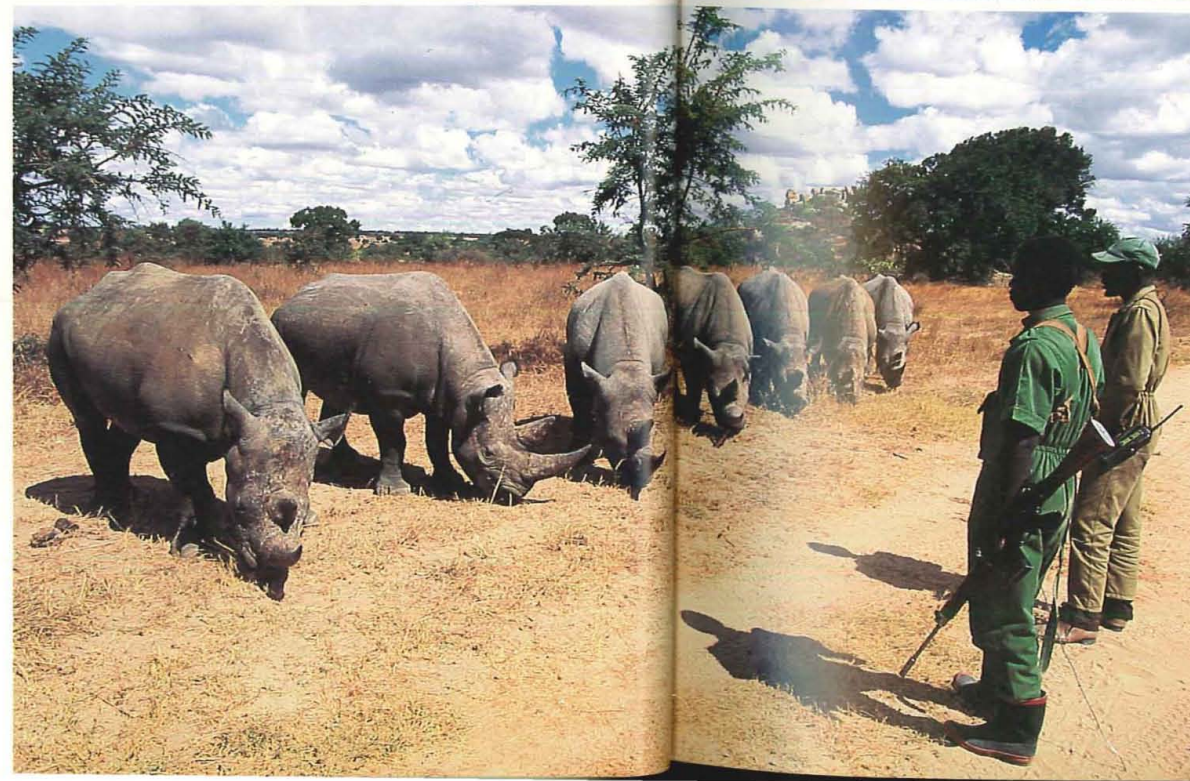
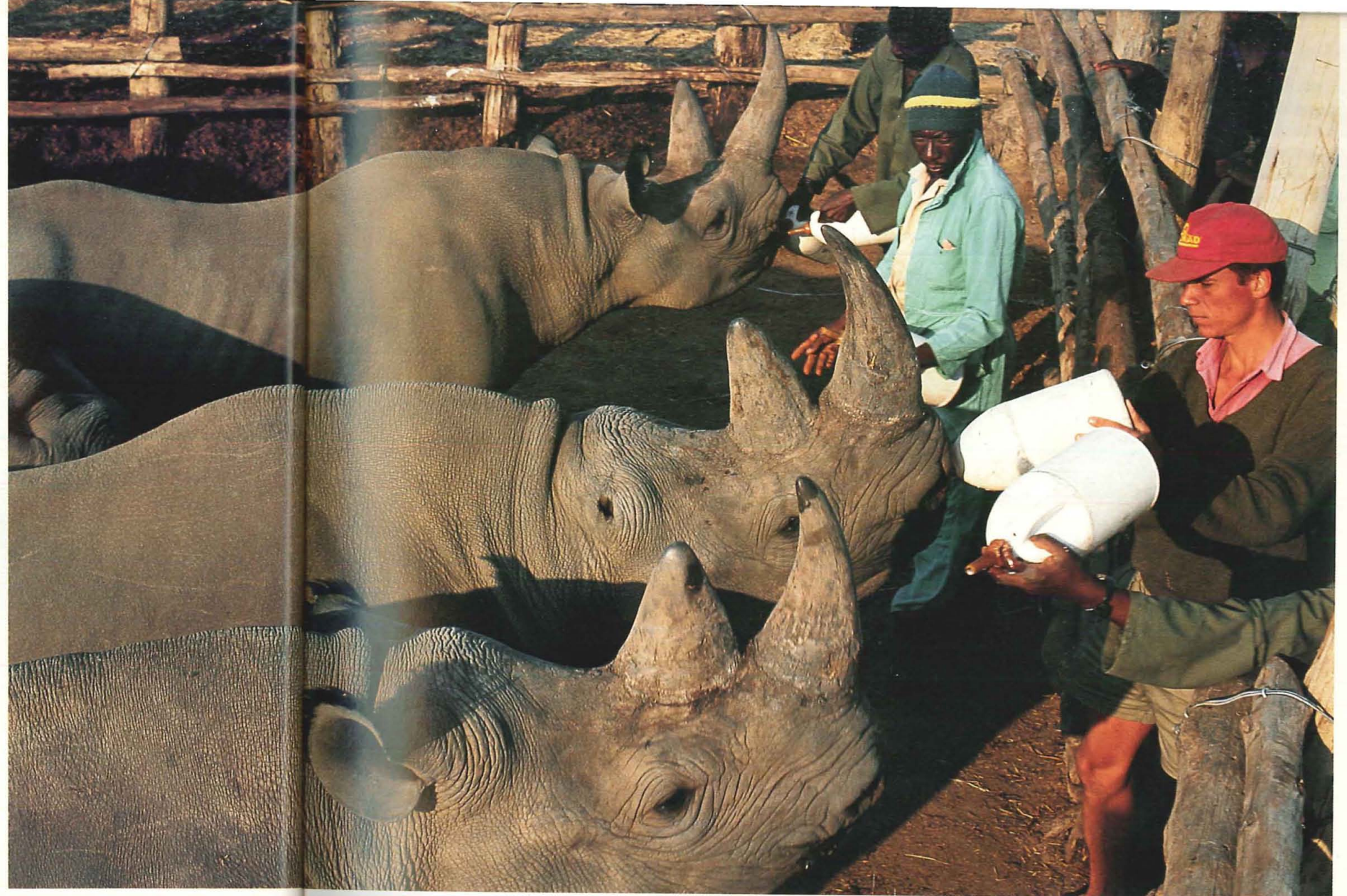
es darüber nicht zu sagen.“ Hat da vielleicht eine alte Pferdeliebhaberin ihre Sympathie auf Nashörner übertragen?

„Nein“, sagt Anna Merz, „Pferde sind nett, aber Idioten. Nashörner sind weit schlauer als sie. Ich habe in Ghana Schimpansen großgezogen, und die sind verdammt klug. Nashörner aber, behaupte ich, stehen ihnen an Intelligenz nicht im mindesten nach.“ Zahllose Male habe zum Beispiel Samia sie schon ausgetrickst: Das Nashorn gebrauchte die Oberlippe, um die Wagentür zu öffnen, hinter der die Leckerli lagen. Es beobachtete Anna Merz, wie die mit einem Draht den Stromkreis des Elektrozauns schloß, und manipulierte mit dem Horn an derselben Stelle drei Stunden lang herum, bis er wieder unterbrochen war. Es öffnete, als Anna Merz sich einmal vor ihr versteckte, mit der Oberlippe die Pforte zum Hundebau, worauf einer der Hunde die Verborgene mit der Nase am Boden aufspürte – Samia im Gefolge.

„Nashörner haben nicht diesen praktischen hübschen Elefantenrüssel und tragen keinen Frack wie die Pinguine. Es gibt nichts an ihnen, worin wir Menschen uns leicht wiedererkennen könnten. Deswegen fällt es uns so schwer, ihre Intelligenz wahrzunehmen.“

Es ist die Zeit der langen Schatten, und der Busch beginnt wie jeden Abend zu singen. Anna Merz fährt schnell, um das Ziel unseres Ausflugs noch vor Sonnenuntergang zu erreichen. Tausend Stimmen wehen vorüber, es riecht nach Salbei und trockenem Gras, nach Elefantenmist und heißem Staub. Am Horizont leuchtet der Gipfel des Mount Kenya als schneekühle Verheißung.

Neben mir sitzt Christine. Die junge Frau kommt aus den Vereinigten Staaten und ist Nashornwärterin im Zoo von Denver. Zwei ihrer Schützlinge, Spitzmaulnashörner, sind kurz vor ihrem Abflug an einem eingeschleppten Virus gestorben. Das nimmt Christine viel von der Freude über die drei Wo-



Mitte der achtziger Jahre wüteten Wilderer in Simbabwe. Nur ein Siebtel der Spitzmaulnashörner überlebte. Sieben Waisen zog ein Farmer auf – als Grundstock für eine neue Population. Obwohl inzwischen erwachsen, erhalten sie täglich Milch. So bleiben sie zahm und lassen sich über Nacht in bewachte Gatter bringen. Die Tiere hinter dem Zaun der Lewa Downs Conservancy dagegen sind meist menschenscheu

**Hinter
Zäunen haben sie die
besseren Chancen**

chen Afrika, die sie geschenkt bekommen hat, weil sie im Rahmen einer Kampagne des Amerikanischen Zoowärter-Verbands besonders viele Spenden für Lewa Downs gesammelt hatte. Ohne die Zuwendungen des Verbands und die des „Zürcher Tierschutz“ käme Anna Merz längst nicht mehr zurecht.

Wir halten auf einer Kuppe und sehen hinab in die Samburu-Ebene, jenen heißen, abweisenden und vielleicht schönsten Teil von Kenya. Kein einziges Nashorn lebt mehr dort unten, doch eines Tages, hofft Anna, wird eine Pioniergruppe aus dem Reservat wieder hinuntersteigen können – sofern es gelingt, die Bevölkerung für die Bekämpfung der Wilderei zu gewinnen.

Rund 20 000 Spitzmaulnashörner gab es noch 1970 allein in Kenya, nur 2550 existieren heute auf dem ganzen afrikanischen Kontinent. Breitmaulnashörner waren in Ostafrika zwar schon in vorgeschichtlicher Zeit verbreitet, wurden aber zwischenzeitlich ausgerottet und erst in jüngster Zeit meist von Privatleuten dorthin zurückgebracht. Im südlichen Afrika hingegen leben heute wieder rund 6800 Vertreter der breitmäuligen Spezies – fast allein der Erfolg konsequenter Zucht- und Schutzarbeit in der Republik Südafrika, wo zur Jahrhundertwende weniger als 50 Exemplare gezählt wurden.

Dem südafrikanischen Beispiel nacheifernd, bemüht sich inzwischen auch Kenya, einen soliden Bestand an Spitzmaulnashörnern aufzubauen – und nicht nur in Lewa Downs. Auch andere Großgrundbesitzer haben ihr Land den Nashörnern geöffnet, und die staatlichen Reservate und Nationalparks bieten den Rhinos ohnehin Lebensraum. Das Management in all diesen Gebieten wird von der Naturschutzbehörde „Kenya Wildlife Service“ (KWS) koordiniert und überwacht – schon weil in Kenya prinzipiell sämtliches dort geborene Wild dem Staat gehört.

Früh erkannten KWS-Strategen wie Peter Jenkins oder Robert Brett, daß Nashörner langfristig nur in vergleichsweise überschaubaren und streng bewachten Schutzgebieten, den „conservancies“ oder „sanctuaries“, eine Überlebenschance haben. Die Konsequenz war, sie selbst innerhalb von Nationalparks auf kleinerer Fläche zusammen-

zutreiben. Versprengte und deshalb nicht fortpflanzungsfähige Tiere wurden verfrachtet und nach Geschlecht und Alter passend vereint. Vor allem aber stellte der damalige KWS-Direktor Richard Leakey für die Nationalparks eine Schutztruppe bewaffneter Ranger auf, die für ihre Effizienz berühmt geworden ist.

„Good morning, Sir!“ Der Corporal reißt die Hand an das moosgrüne

Barett, wirft das linke Bein nach vorn, läßt es aufknallend niedersausen und stampft zugleich mit dem rechten Kampfstiefel so heftig auf den Betonboden, daß der kleine Rundbau, das Büro seines Chefs im „Ngulia Rhino Sanctuary“, zu wackeln scheint. Officer in Charge Richard O. Kech lehnt sich mit der Würde seines Amtes im Sessel zurück und nimmt die Meldung ent-

gegen, die ihm sein Corporal mit hinter dem Rücken verschränkten Händen zu überbringen hat. Das allerdings geschieht in Swahili, und so bleibt es mir zunächst ein Rätsel, was jene vier Stöckchen zu bedeuten haben, die der Corporal seinem Chef übergibt.

Richard O. Kech legt die Stöckchen sorgsam in Reihe, rückt während des langen Dialogs wieder und wieder alle Papierstapel auf seinem ausladenden

Schreibtisch zurecht und knackt mit den Fingerknöcheln. Dann endlich wendet der Corporal sich salutierend ab.

„Gute Nachrichten“, sagt Kech nun wieder in Englisch. „Neue Nashörner.“ Ngulia ist ein 73 Quadratkilometer großes umzäuntes Reservat mitten im Westteil von Kenyas größtem Nationalpark Tsavo. 40 Kilometer vor der Parkgrenze sind Kechs Leute bei einer Erkundungsfahrt auf Spuren von Tieren

gestoßen, die in der akribisch geführten nationalen Nashornkartei nicht enthalten sind. „Wir werden nächste Woche wieder dorthin fahren, um herauszubekommen, wie die Gruppe zusammengesetzt ist und ob sie sich selbständig fortpflanzen kann.“

Kech nimmt die Stöckchen zur Hand: Damit habe der Corporal Fußabdrücke abgenommen. Exakt 18,8 Zentimeter breit ist der rechte wie der linke Hinter-

Erste Erfolge dank internationaler Proteste



Asservat im Kriminallabor: Rhino-Bällchen

Bei Fieber, Krampfanfällen und Nasenbluten empfehlen asiatische Ärzte schon seit über 2000 Jahren gelegentlich Pulver und Elixiere aus Nasen-Horn. Denn die traditionelle Heilkunde Ostasiens zählt das Horn der Rhinocerosse zu den „kalten“ Substanzen, die dafür geeignet sein sollen, aus „innerer Hitze“ resultierende Krankheiten zu kurieren. Daß aber im Fernen Osten potenzschwache Greise mit zerstoßenem Horn ihre Liebesglut wieder zu entfachen versuchen, ist lediglich ein europäisches Vorurteil.

Alle fünf Nashornarten brachte die Nachfrage nach ihren Hörnern an den Rand der Ausrottung. Schneller als andere große Säugetiere wurden in den vergangenen Jahrzehnten insbesondere afrikani-

sche Spitzmaulnashörner von Wilderern abgeschlachtet. Dabei stehen alle Nashornarten unter besonderem Schutz: Sie sind aufgeführt im Anhang I des Washingtoner Artenschutz-Übereinkommens (WA oder im Englischen CITES).

Diesem bedeutendsten internationalen Abkommen zum Schutz bedrohter Tier- und Pflanzenspezies sind mittlerweile 130 Staaten beigetreten. Unter ihnen ist jeglicher Handel mit Anhang-I-Arten oder den Körperteilen solcher Tiere verboten. Tierschützer haben jedoch festgestellt, daß vor allem in Taiwan, China, Südkorea und im Jemen in den letzten Jahren immer noch größere Mengen Nasen-Horn vermarktet worden sind.

Taiwan war Ende der achtziger Jahre der größte Importeur afrikanischen Nasen-Horns, denn dort wurden die höchsten Preise gezahlt – bis zu 2000 Dollar pro Kilogramm. Da Taiwan von den Vereinten Nationen nicht anerkannt ist, konnte es den WA-Vertrag bisher nicht unterzeichnen; 1985 hat es allerdings den Import von Horn, seit 1992 auch den Handel mit Horn-Produkten strikt untersagt.

Doch lange Zeit schien das niemanden zu stören: Aus Simbabwe beispielsweise wurde über Südafrika, wo viele Taiwaner leben, Nasen-Horn in den fernöstlichen Inselstaat geschmuggelt. Die Vorräte schätzen Kenner auf vier Tonnen. Nur ein kleiner Teil davon wird in Taiwan selbst verbraucht – das meiste soll nach China gehen, für

das Taiwan eine klassische Zwischenstation ist.

Noch Ende 1992 lagen in den traditionellen Arzneiläden der taiwanesischen Hauptstadt Taipeh Rhinoceros-Hörner offen zum Verkauf aus. Esmond Bradley Martin und andere Naturschützer haben das in einem Film dokumentiert, den sie unter lautem Protest anwesender taiwanesischer Regierungsvertreter in London der Öffentlichkeit vorführten. Zur gleichen Zeit riefen mehrere Naturschutzorganisationen zum Boykott taiwanesischer Waren auf. Erstmals in einem solchen Zusammenhang verhängte die US-Regierung 1994 Wirtschaftssanktionen gegen Taiwan. Diese konzertierten Aktionen machten Schlagzeilen in der Welt-



Wundermittel Nasen-Horn: Sicher weiß man nur, daß es nicht schadet

presse – und setzten Taiwan unter Druck.

Inzwischen konnten die Sanktionen wieder aufgehoben werden: Es gibt in den Medizinshops keine Rhinoceros-Hörner mehr. Eine eigens geschaffene Polizeitruppe soll illegale Aktionen im Wildtierhandel aufdecken. Die Preise für Nasen-Horn sind in Taiwan gesunken – offenbar finden sich inzwischen weniger Kunden.

China unterzeichnete das WA 1981. Im Land lagern große Vorräte an Horn, die angeblich legal zuvor importiert worden sind. Allerdings ist bekannt, daß auch hernach Horn nach China geschmuggelt worden ist. Zuletzt 1992 registrierten die chinesischen Behörden 8497 Kilo-

Um Schmugglern das Handwerk zu legen, hält man in Afrika selbst die Hörner natürlich verstorbener Nashörner (und Elefanten) hinter Verschluss. Geschmuggelt wird oft auch Abfall aus der jemenitischen Dolchgriff-Produktion

gramm Horn – aber wahrscheinlich sind die Reserven viel größer.

Erst nachdem die US-Regierung mit Wirtschaftssanktionen gedroht hatte, verbot China 1993 den inländischen Handel mit Produkten aus Nasen-Horn. Durch Medien-Kampagnen und öffentliche Verbrennungen konfiszierten Horns wird versucht, die Bevölkerung vom Kauf solcher Produkte abzuhalten.

Südkorea entwickelte sich im Laufe des Wirtschaftsbooms der achtziger Jahre ebenfalls zu einem großen Importeur von Nasen-Horn. In der Volksmedizin wird es hier oft mit Moschus, Rindergallensteinen und einer Reihe von Kräutern zu „Woo-Hwang-Chung-Shim-Won-Bällchen“ verknetet. Der Import von Nasen-Horn ist zwar seit 1983 verboten, doch ein Drittel aller traditionell ausgerichteten Kliniken, die Bradley Martin 1993 besucht hat, setzten noch damit gefertigte Arzneien ein.

Internationale Proteste veranlaßten Südkorea, die Kliniken zu überwachen; seit 1993 ist der Handel mit Nasen-Horn mit Strafen bedroht. Nachdem sich Südkorea lange geweigert hatte, dem WA bei-

Kamelen oder aus Plastik gefertigt. Besonders prestigeträchtig sind jedoch Dolche mit Nasen-Horn-Griff – neu kosten sie etwa 1200 Mark.

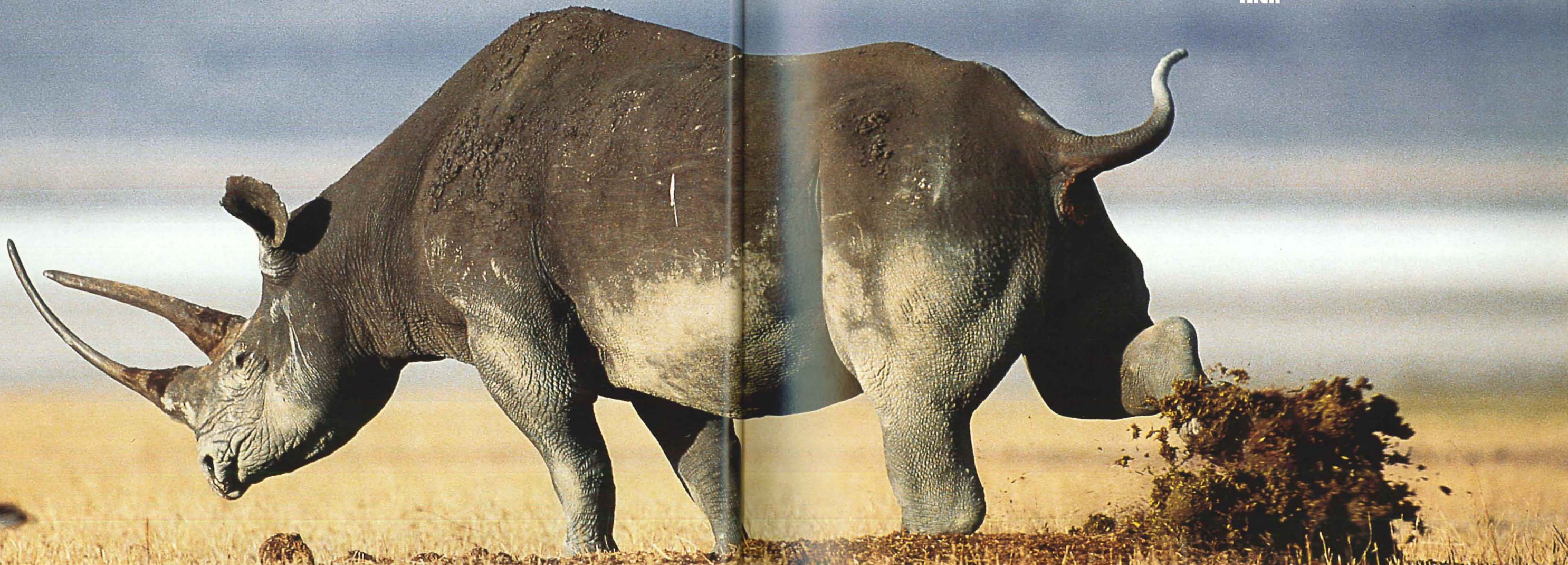
Anfang der achtziger Jahre landete im Jemen über die Hälfte allen weltweit gehandelten Nasen-Horns – bis zu 1700 Kilogramm jährlich. Zwar ist die Einfuhr seit 1982 verboten; doch wurde weiterhin ostafrikanisches Horn vor allem über Äthiopien, Dschibuti, den Sudan oder auch Somalia ins Land geschmuggelt. 1992 mißbilligte der Mufti, die höchste Gutachter-Instanz für islamisches Recht im Lande, die Tötung von Nashörnern ihres Horns halber. Im selben Jahr verbot die jemenitische Regierung dann auch den inländischen Handel mit frischem Horn. Dennoch entdeckte Bradley Martin 1995 neu geschnitzte Hornknäufe bei den Händlern.

Noch immer hat der Jemen das WA nicht unterzeichnet. Immerhin bekam sein Staatspräsident 1990 die Auswirkungen dieses Abkommens zu spüren: Ihm wurde dringend abgeraten, seinen geliebten Dolch mit Horngriff mit auf eine USA-Reise zu nehmen.

Lothar Frenz

Mit schwungvollem Tritt zerstreut ein Spitzmaulnashorn den eigenen Mist. Dabei reibt es sich die Fußsohlen mit Kotsaft ein. Artgenossen können davon schon kleinste Mengen auf seiner Spur riechen und so zum Beispiel in Erfahrung bringen, ob hier ein Männchen oder Weibchen gegangen und wie groß dessen Paarungsbereitschaft ist

**Ein Nasentier
mit dem besonderen
Kick**



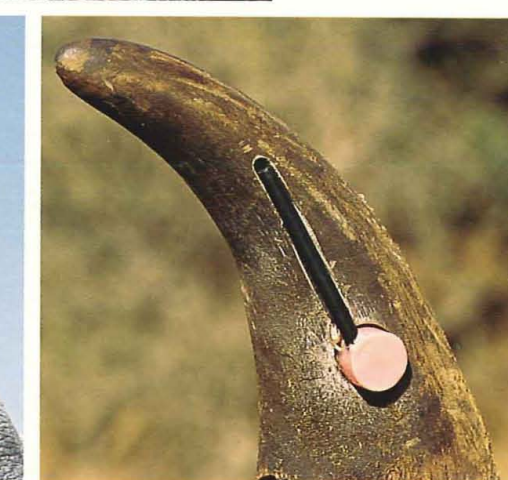
fuß, 22 und 21,8 Zentimeter messen die bei Nashörnern stets breiteren Vorderfüße – für Kech ein Hinweis darauf, daß das Rhino zwar noch nicht ausgewachsen, aber auch kein Junges mehr ist.

Diese Daten werden die ersten auf einer Karteikarte sein, wie sie auch für jedes der 26 Spitzmaulnashörner im Ngulia-Reservat geführt wird: Darauf werden Standort, Alter, Geschlecht, eine Skizze der Gestalt, Details von Horn und Ohren usw. sowie auch ein individueller Name festgehalten. Außerdem wird Kech die Meldung über die neu entdeckten Exemplare noch heute ans Hauptquartier von Tsavo West funken lassen, von wo aus sie nach Nairobi in die KWS-Zentrale gelangt. Täglich wird Nairobi auch über jede Bewegung der gut zwei Dutzend Männer und Frauen informiert, die dem 48jährigen Kech für den Schutz und die Beobachtung der Nashörner unterstellt sind. Und gewiß auch über jene Routine-Fußpatrouille, auf die mich Kech am selben Vormittag mitnimmt.

Das erste, was wir von Nashörnern sehen, ist ein noch feuchter Haufen Mist. „Nashörner“, hatte mich schon Anna Merz belehrt, „misten nicht einfach achtlos in der Gegend herum. Jeder Kothaufen ist bei ihnen ein Signalposten entlang ihrer Pfade und der Grenzen ihres Territoriums.“ Auch andere Individuen, Männchen wie Weibchen, koten auf diese Signalposten – und gewinnen schnuppernd daraus Informationen. Oft werden die Haufen auch direkt nach dem Misten mit den Füßen zerkratzt, damit der eigene Duft an den Sohlen haften bleibt und als Spur verfolgt werden kann.

Um die Art und Weise aber, wie dies Zerkratzen geschieht, rankt sich eine ganze Wissenschaft: Männliche Breitmaulnashörner staksen steifbeinig durch den Mist, Spitzmaulnashörner beiderlei Geschlechts kratzen ihn mit den Hinterbeinen rückwärts weg. In Ngulia gibt es keine Breitmaulnashörner, und daß hier nach rückwärts gekratzt wurde, sehen Kech und seine zwei Ranger sofort.

Doch dann zeigen die beiden Ranger ihre ganze Kunst, entdecken immer wieder im feinen roten Staub der Piste einen charakteristischen dreizehigen Fußabdruck, führen uns seitwärts in



1992 erhielten Simbawes Wildhüter den Auftrag, sämtliche Nashörner aufzuspüren, zu betäuben und ihnen die Hörner abzusägen, damit sie für Wilderer unattraktiv werden. Zwar wächst die Kopfwaffe nach wie ein Fingernagel, doch ist ungewiß, wie gut ein Nashorn ohne sie auskommt. In Südafrika siedelt man deswegen lieber gefährdete Tiere um oder hält sie mit Mini-Sendern (oben) unter Kontrolle

Horn ab – Verzweiflungsakt mit ungewissem Ausgang

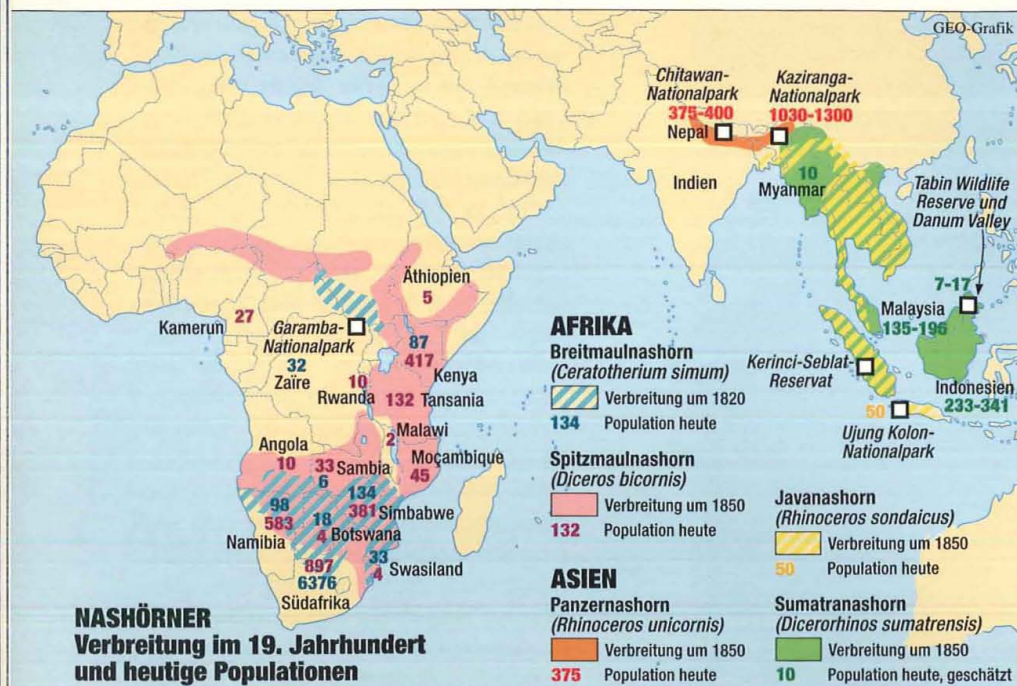
dichtes unübersichtliches Buschland, wie es Spitzmaulnashörner besonders lieben. Ganz in der Nähe grummelt ein Elefant, mir fällt das Gerücht ein, daß hier menschenfressende Leoparden umherstreifen sollen, und ich blicke vertrauensvoll auf die halbautomatischen Gewehre, die beide Ranger über der Schulter tragen. Und dann sehen wir ihn, den Nashornbullen Mark. Er steht am Wasserloch und trinkt, während Vögel ihn betrippeln und gelbe Schmetterlinge ihn umtanzen.

Wir stehen versteckt am anderen Ufer des Gewässers, etwa 70 Meter entfernt, und doch hat der Bulle uns schon gerochen, denn um die Mittagszeit wie jetzt weht stets ein leichter Wind. Mark wendet sich ab, nicht hastig, aber ohne Verzug, äugt noch einmal mit seinen unnachahmlich mißtrauisch dreinblickenden Nashornaugen zu uns herüber und ist im Gebüsch verschwunden.

Doch so kurz die stille Szene auch war, die Genußtuung, wieder ein Rhinoceros gesehen zu haben, versetzt Kech in Begeisterung – einen kenyanischen Offizier, der 18 Jahre im Busch verbracht, zahllose Tages- und Nachtdienste in der Schußlinie von Wilderern abgeleistet hat. Und mit seinem Engagement ist Kech in Kenya nicht allein. Wenn dieses

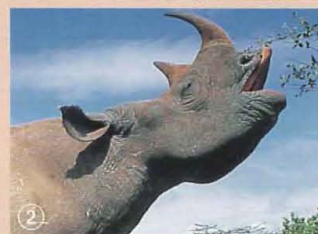
arme Land allein für ein Gebiet wie Ngulia rund 100 000 Mark jährlich für Löhne und technischen Unterhalt aufwendet, so zählt das weit mehr als etwa die Gehälter für die drei hauptamtlichen Naturschützer, die sich die reiche Stadt Hamburg für ihren vergleichbar großen Wattenmeer-Nationalpark leistet.

Sollte aber der Spitzmaulnashorn-Bestand wie erhofft jedes Jahr um fünf Prozent wachsen, wird Kenya eines Tages nicht mehr genügend Mittel aufbringen können, um alle Tiere zu bewachen. Läßt jedoch die Intensität der Bewachung nach, verkehren sich die Vorteile relativ kleiner Reservate mit hoher Nashorndichte in einen schlimmen Nachteil: Wilderern werden die sonst nur schwer zu ortenden, sehr



Gemischte Aussichten für die kostbaren fünf

Seit GEO vor zehn Jahren Bilanz gezogen hat (siehe Nr. 5/1985) hat sich die Zahl der Nashörner weltweit von etwa 13 500 auf 11 800 Tiere vermindert. Am besten steht heute das **Breitmaulnashorn** (1) da: Rund 6800 Exemplare gibt es wieder vor allem im südlichen Afrika, der Bestand der nördlichen Unterart in Zaire wuchs auf mehr als 30. Gleich wo die Tiere leben, fressen sie am liebsten Gras – deshalb ist ihr Maul ein perfektes Mähwerkzeug. Das **Spitzmaulnashorn** (2) dagegen rupft gern Zweige ab, ist also kein Nahrungskonkurrent. Deswegen konnten sich die Verbreitungsgebiete beider Arten früher weit überschneiden. Inzwischen leben nur noch 2550 Spitzmaulnashörner; allerdings registrieren Kenya, Namibia und Südafrika Zuwachstrends. Das **Panzernashorn** (3) ist vermutlich aus dem ärgsten heraus – infolge strikter Schutzmaßnahmen in Indien und Nepal ist der Gesamtbestand auf 1900 Tiere angewachsen. Für das in Südostasien einst weit verbreitete Schuppennashorn hat sich heute der Name **Javanashorn** (4) durchgesetzt. Nicht von ungefähr: Auf Java existiert die einzige sicher bekannte Population von etwa 50 versteckt lebenden Tieren (das Foto wurde mit einer selbstauslösenden Kamera gemacht). Noch schwieriger ist es, das kleine **Sumatranashorn** (5) aufzuspüren, das über die Länder verstreut und kaum noch in vermehrungsfähigen Gruppen vorkommt. Der Gesamtbestand dieses einzigen »Doppelnashorns« in Asien wird auf 400 bis 500 Tiere geschätzt.



scheuen Spitzmaulnashörner hier geradezu vor die Flinte getrieben.

In Nairobi lebt ein Mann, der dennoch auf eine bessere Nashorn-Zukunft setzt. Ich war Esmond Bradley Martin zum erstenmal im Muthaiga Country Club begegnet, einem urbritischen Treffpunkt im exklusivsten Viertel der Hauptstadt, in dem auch assimilierte Amerikaner wie Bradley Martin durchaus willkommen sind. Der hochaufgeschossene Herr mit schlohweißer Künstlertolle, tailliertem Jackett und herauswallendem Einstecktuch wirkt tatsächlich wie ein leicht skurriler britischer Gentleman.

Bradley Martin lebt seit mehr als 30 Jahren in Kenya. Und fast ebenso lange bereist er von hier aus jene Gegenden der Welt, in denen das Horn der fünf Rhinozerosarten gehandelt wird. Unermüdlich hat er taiwanesischen Einkaufsstraßen durchlaufen, chinesische Hornlager aufgestöbert oder jemenitischen Würdenträgern beim obligaten Pfefferminztee ihre geliebten Nashorn-Dolchgriffe auszureden versucht. 1992 und 1993 war Martin als „Uno-Gesandter für Nashörner“ tätig. In dieser Funktion verhandelte der heute 53jährige nicht nur mit afrikanischen und asiatischen Präsidenten, sondern auch als erster Uno-Vertreter mit der Regierung Taiwans.

Nicht zuletzt diese Gespräche haben die Lage der afrikanischen Nashörner verbessert (siehe Kasten auf Seite 28). Bradley Martin: „Es gibt zwar noch Wilderer, aber keine Massen-Wilderei mehr in Afrika. Insgesamt wird international deutlich weniger Nasen-Horn gehandelt und vor allem: Die jüngsten Preise für das Horn sind trotz der aus den Verboten resultierenden Verknappung des Angebots nicht höher, sondern niedriger als früher.“

Außerdem bedienen sich Naturschützer und Nationalparkbehörden inzwischen einer höchst effizienten und dabei relativ billigen Methode zur Bekämpfung von Wilderern: Sie setzen bezahlte Informanten in den Dörfern rund um die Schutzgebiete ein. „In Namibia ist die Verfolgung von Wilderern Sache jener Polizei-Abteilung, die für den Diamanten- und Golddiebstahl zuständig ist. Dort wird einfach gezahlt, bis die Informationen fließen. Und so

GESUCHT

1995/96



**KODAK sucht die 21 besten Dia-Serien
auf KODAK ELITE Film
unter dem Motto „Zeit im Bild“**

**Insgesamt 42.000,- DM Honorar
plus 21 Reisen nach Bali**

Teilnahmebedingungen bei Ihrem
Fotohändler oder bei Kodak AG „Zeit im Bild“ 70323 Stuttgart



QUALIFIZIEREN SIE SICH FÜR DAS KODAK ELITE TEAM!



Ständig hausen Zecken auf einem Nashorn – aber auch Rotschnabel-Madenhacker, die diese Zecken abpicken

Ein Nashorn füttert eine ganze Vogelschar

kommen sogar die Mittelsmänner ans Tageslicht.“

Dennoch, nichts würde funktionieren ohne Leute wie Juma Bakari Kigwe. Er ist 27 Jahre alt, einfacher Ranger im Ngulia Reserve und einer von Richard O. Kechs besten Leuten. Heute will er mir ein Erlebnis vermitteln, das ich seit meiner Ankunft schon mehrfach vergebens gesucht habe: Nashörner am Wasserloch während der Nacht.

Nicht irgendeine Nacht haben wir dazu gewählt, sondern die Zeit des vollsten Vollmondes, wenn das Wasserloch und dessen Ufer farblos hell und die Schatten bodenlos schwarz sind. Einer dieser Schatten verbirgt nun auch unser weißes Auto – nur 50 Meter vom Ufer entfernt.

Wir warten. Außer den einsilbigen Quaklauten einiger Frösche, die sich kreuz und quer übers Wasser unterhal-

ten, ist nichts zu hören. Dann, um kurz vor acht, verdunkeln Wolken den Mond. Ist das dort drüben der Umriß eines Nashorns oder der eines Busches? Bakari winkt ab, doch ich greife zum Nachtglas, das Kech mir geliehen hat. Grün projiziert das mit Restlichtverstärkung arbeitende Binokular: Tatsächlich zeigt es nur einen grünen Busch vor grünem Gewässer.

Fünf Minuten später weiß ich, daß ich diesmal nicht vergebens ansitze: Eine Nashornkuh und ein Kalb kommen plötzlich hinter einem Busch hervor, und fast gleichzeitig sorgt eine gnädige Naturregie für volles Licht. Nichts Behäbiges haben die Rhinos mehr an sich, ohrenwackelnd, schwänzewedelnd, nervös wie zwei Schweinchen tänzeln sie zum Wasser, trinken aber nicht, sondern verziehen sich nach einer Weile wieder in die Büsche. Vielleicht, weil sie den

riesenhaften Elefantenbullen kommen gehört haben, der nun dumpf grollend direkt neben uns die Szene betritt.

Ihm folgt eine neunköpfige Elefantenfamilie, und alle streben dem Wasser zu. Es gluckst, schlürft, schüttet wie aus Eimern. Ich höre förmlich den Genuß und bekomme selber Durst. Und so geht es offenbar auch den beiden Nashörnern: Auf einmal tauchen sie wieder auf und bewegen sich zielstrebig zu jener Stelle am Wasser, wo sie den größten Abstand zu den Elefanten haben. Sie nippen nur kurz, dann stellen sie sich, Schwanz an Schwanz, sichernd auf, und sehen im Dunkeln aus wie ein doppelköpfiges Monstrum.

Die Elefanten zerstreuen sich wieder; nur ein Halbwüchsiger bleibt am Wasser stehen. Da übernehmen die Nashörner die Initiative, gehen – nun wieder völlig lässig – Seite an Seite auf den

Elefanten zu. Der weicht ein bißchen zurück. Dann aber beginnt er, böse mit dem Kopf zu wackeln, die Familie wird unruhig, ein zweiter Teenager kommt zu Hilfe, rennt trompetend in den Rücken der Nashörner, und plötzlich ist die Show der Hornträger vorbei – sie galoppieren wie scheue Rösser davon.

Gleichwohl erleben auch die Nashörner von Ngulia an diesem Abend noch, daß andere vor ihnen den kürzeren ziehen. Denn als die Elefanten schließlich das Feld räumen, kommt Simon, ein kapitaler Nashornbulle heraus. Kurz vor Mitternacht läßt sich Mangelete blicken, eine nicht minder kapitale Kuh, und ein bißchen später taucht ein Pärchen auf, das Bakari für „wirklich sehr gesund“ erklärt. Fürwahr: Plötzlich bellt, ja bellt der Bulle markerschütternd in unsere Richtung, senkt den Kopf und beginnt – wo ist der Zündschlüssel? Wo ist der Rückwärtsgang? – auf uns zuzulaufen.

Er kann uns unmöglich gerochen haben gegen den Wind. Hat man mir nicht erzählt, Nashörner seien extrem kurz-sichtig? Und auch unser spärliches Wispern kann kaum bis zu ihm gedrun-gen sein. Irgend etwas aber muß den Bullen beunruhigt haben. Und was Spitzmaulnashörner nicht eindeutig ausmachen können, das greifen sie, wie ich schon in der Fachliteratur gelesen hatte, schnaubend an: Termitenbaute, Lagerfeuer, sogar Schmetterlinge – und auch Fahrzeuge. Allerdings drehen die Tiere meist kurz vor dem Objekt ab oder laufen daran vorbei.

Wer aber hat die Nerven, in einer solchen Situation die Relevanz von Buchweisheiten zu testen? Wir jedenfalls sind froh, als wir endlich den verdammten Rückwärtsgang finden. □



Zu Fuß oder nachts durch ein wildreiches Reservat zu streifen, war für GEO-Redakteur **Martin Meister**, 35, eine neue Erfahrung. Sie wäre ohne den Ranger Bakari nicht möglich gewesen. Der 27-jährige begann als Tierarzt-Helfer und träumt von einem Studium an einer Hochschule für Wildtier-Management.

DAS ERGEBNIS VON **MEHR** ENGAGEMENT, MEHR ERFAHRUNG UND MEHR **IDEEN:**